

Elvira Wolf-Stohler (geb. 1920) : die Rückreise aus Bessarabien

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **192 (2013)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Elvira Wolf-Stohler (geb. 1920) Die Rückreise aus Bessarabien

Elvira Wolf-Stohler wurde am 20. Januar 1920 in Schabo geboren, einem heute ukrainischen Dorf auf der Krim in der Landschaft Bessarabien. Ihre Familiengeschichte lässt sich bis 1804 zurückverfolgen. Damals beantragte nämlich Hans Martin Stohler dem Kleinen Rat von Basel, auch nach seiner beabsichtigten Auswanderung nach Russland das Bürgerrecht von Pratteln behalten zu dürfen. Die Basler Behörde willigte ein, und so folgte Hans Martin Stohler dem Lockruf Alexanders I. und machte sich nach bösen Hungerjahren mit seiner Frau und sieben Kindern auf die ungefähr vier Monate dauernde und zweitausendfünfhundert Kilometer lange Reise in die Krim, wo der Zar Winzer, Handwerker und Landwirte suchte. Unweit der Mündung des Dnjesters ins Schwarze Meer hatten sich bereits Waadtländer – sie brachten den Chasselas mit – niedergelassen, und so entstand ein schachbrettartig angelegtes Winzerdorf, das sich bis zum Zweiten Weltkrieg gut behauptete. Dann aber brach Unheil über das Dorf herein, und seine Bevölkerung wurde vertrieben. Nur dank des seit 1804 amtlich beglaubigten Prattler Bürgerrechtes gelang es einigen Familien, in die rettende Schweiz zurückzukehren.

In einem Interview hat der Schriftsteller Markus Ramseier Elvira Wolf-Stohler, die letzte Überlebende des «alten» Schabos, über ihr Leben in der fernen Krim und die bewegende Rückreise in das heimatliche Pratteln befragt:¹ «Zwischen dem Dorf und dem zum See geweiteten Flussdelta lagen die Gemüsegärten, gegen die Häuser des nahen russischen Dorfes unsere Weinberge, im Landesinneren die Weideflächen für das Vieh und das Ackerland. Absetzen konnten wir unsere Ernte im nahen Odessa mit seinem Meerhafen. 'Mütterchen' haben wir die Stadt genannt. [...] Wir wurden reich, nicht sofort, erst nach Jahrzehnten harter Arbeit. Die Schule blühte. Familien mit 10, 15, ja 18 Kindern waren keine Seltenheit. Sowohl der Lehrer wie der Pfarrer mussten Französisch und Deutsch beherrschen. Und wir lernten auch Russisch. Einige von uns wanderten in Tochterkolonien oder nach Übersee aus. 1871 verloren wir unsere Privilegien. Wir wurden zu russischen Staatsbürgern erklärt. Aber wir blieben eine der wohlhabendsten Kolonien Russlands. Die Männer leisteten jetzt Militärdienst. Im Ersten Weltkrieg zählte das russische Heer eine Viertelmillion Deutsch sprechende Kolonisten. Mehrere unserer Männer verloren ihr Leben. [...]

Im Dorf gab es bis zu unserer Flucht vier Kegelbahnen, ein Ortsmuseum und eine Bibliothek, die von der Pro Juventute und der Neuen Helvetischen Gesellschaft unterstützt wurde. Johanna Spyri fand man dort neben Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf und vielen andern. An Weihnachten erhielt jedes Kind in der Kirche einen Pestalozzikalender, das Schatzkästlein und einen Schoggiklaus von Suchard. Aber mit der Zeit ist auch der reichste Winzer verarmt. Und die spärliche mündliche Überlieferung von einer fremden Heimat hat nur noch wie eine alte, fremde Mär nachgeklungen. Und doch blieben wir mit unserer Zähigkeit im Innersten wohl

Schweizer, wie Russen und Rumänen im Kern immer Nomaden bleiben – ohne Ausdauer und Freude am Boden.»

1940 wurde das alte Schabo Opfer des Zweiten Weltkriegs; als am 28. Juni die Sowjettruppen einmarschierten, kam es zu einer kleinen Völkerwanderung, die Versprechen Hitlers lockten, «heim ins Reich» zurückzukehren, und die Kolonie löste sich auf. «So fand sich auch unsere Familie nach einigem Verhandeln inmitten von 90000 deutschen Umsiedlern aus Bessarabien. Wir fuhren durch kilometerlange, noch nicht geerntete Felder, kamen in ein Auffanglager und wurden in einem Dampfer donauaufwärts gebracht. In Eisenbahnwagen ging's weiter ins Sudetenland, von dort nach Österreich in die Untersteiermark. Von Dezember 1941 an lebten wir zerstreut, meist in Lagern, einige auf zwangsweise zugeteilten Bauernhöfen. In Posen habe ich 1944 meinen Albert geheiratet. Jahrelang hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Unsere Wege haben sich zufällig gekreuzt. Oder sagt man dem Schicksal? Dann kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht: die Russen sind wieder da. Zum zweiten Mal verloren wir all unsere Habe. Um sich besser schützen zu können, taten sich nachts zwei oder drei unserer Familien jeweils zusammen. Bei minus zwanzig Grad und inmitten von fliehenden deutschen Soldaten kamen die Pferdetrucks auf dem Glatteis kaum vom Fleck. An den Strassenrändern buken wir in Löchern Brot, begruben Freunde und Bekannte. Verwandte wurden auseinander gerissen. Nicht wenige wurden nach Sibirien verbannt, doch das erfuhren wir erst später. Manchmal hat uns die Schweizerfahne gerettet. Die Soldaten dachten, sie stehe für das Rote Kreuz. Wir mussten Kartoffeln setzen und durften kein Wort Russisch reden, um uns nicht zu gefährden. Am Abend gab es einen halben Liter Milch. [...] Zu unserem Glück tauchten dann bald die Amerikaner auf. Sie lotsten uns durch Deutschland nach Holland, von dort nach Belgien. Wir waren noch 13000 Flüchtlinge. Viele gaben sich als Schweizer aus, Tiroler etwa. Alle mussten auf ihre Papiere warten. [...] Endlich erhielten wir unseren Schutzbrief. Die Ersten gelangten im August 1945 fast zufällig in die Schweiz. [...] Schliesslich konnten wir in unser altes Heimatdorf ziehen. Wir durften wieder hoffen, auch wenn so mancher einst begüterte Weinbauer im Alter Hilfsarbeiter wurde. Schwerer wog das fehlende Vertrauen vieler Amtspersonen. Unser Schabner Dialekt irritierte, dieses Gemisch aus Schwäbisch und Schweizerdeutsch, durchsetzt mit russischen, rumänischen, ukrainischen, jiddischen und französischen Brocken. Wir kannten niemanden und wurden von grossen Teilen der Bevölkerung als Fremdkörper empfunden. Aber es gab auch herzswarme Menschen, die sich für uns einsetzten. [...] Bis auf mich liegen alle, die damals die Rückkehr nach Pratteln geschafft haben, auf dem Friedhof. Die meisten konnten ihre Augen in Frieden schliessen. Als der Erste gehen musste, im Dezember 1946, der Jules, haben sich alle Schabner aus der deutschen und der welschen Schweiz mit ihren Russenmützen und Kopftüchern am Grab versammelt und 'Meine Heimat ist dort in der Höh' gesungen. Kein Auge blieb trocken.»

Anmerkungen

- 1 Wir danken Markus Ramseier, Pratteln, für die Überlassung des unveröffentlichten Manuskripts.